

Friedensbotschaft aus Israel

Im jüdisch-palästinensischen Dorf Neve Shalom / Wahat al-Salam wächst die dritte Generation Dorfbewohner heran

Neve Shalom ist hebräisch für Oase des Friedens, Wahat al-Salam heißt das auf arabisch. Das Dorf, das so heißt, ist eine Provokation im heutigen Israel. „Hin und wieder hatten wir nachts kleine Überfälle“, erinnert sich Rita Boulos, Sprecherin der Dorfgemeinschaft. Aber sie nimmt das nicht so wichtig. „Das sind Banden, die im Land herumziehen, keine Leute aus den umliegenden Dörfern. Offenbar provoziert die Idee, dass Juden und Araber friedlich zusammen leben Leute hier im Land.“ Besonders jetzt, wo es seit Beginn des Laubhüttenfestes Ende September schon wieder viele Tote und Verletzte auf beiden Seiten gegeben hat. Trotzdem behaupten einige Juden, Christen und Muslime, man könne in Israel friedlich zusammen leben. Und sie zeigen das seit 35 Jahren schon. Die dritte Generation Dorfbewohner besucht gerade den dorfeigenen Kindergarten.

„Wir beteiligen uns an Demonstrationen, geben Interviews im Radio und schreiben für Zeitungen“, berichtet Rita Boulos angesichts der neuerlichen Auseinandersetzungen Ende Oktober. „Wir haben gemeinsam mit den Grundschulkindern Oliven geerntet, gemeinsam die Sportanlagen hergerichtet. Gerade jetzt wollen wir den Leuten in diesem Land zeigen, dass es möglich ist, in Frieden zusammen zu leben.“ Rita Boulos, Palästinenserin, ist Ende der achtziger Jahre mit ihrer Familie ins Friedensdorf gezogen. Sie koordiniert die Außenkontakte der 60 Familien, 30 jüdische und 30 palästinensische, ist eine Art Pressesprecherin der Dorfgemeinschaft. Mitten in Israel liegt das Dorf: Von Neve Shalom / Wahat al Salam aus erreicht man in 20 Autominuten den Internationalen Flughafen Ben Gurion in Tel Aviv. In die andere Richtung fahren manche Dorfbewohner eine halbe Stunde zur Arbeit nach Jerusalem. An normalen Tagen sieht man von den bewaldeten Hügeln des Dorfes das Mittelmeer bei Ashdod. Diesen September aber vernebelte ein syrischer Sandsturm tagelang den Himmel gelb, sodass nicht einmal das Trappistenkloster Latrun auf

dem gegenüberliegenden Hügel zu sehen war.

Auf der grünen Linie

„Ich wurde zusammen mit Neve Shalom als eines der ersten vier Kinder geboren“ erinnert sich Sagi Frish, einer der ältesten der zweiten Generation Dorfbewohner. „Meine Eltern zogen 1979 auf diesen kahlen Hügel hier. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen, dass alles hier kahl war. Und das war noch kein Dorf am Anfang hier, die kleine Gemeinschaft mit den fünf oder sechs Häusern. Wir Kinder genossen die Natur, und die Gemeinschaft fühlte sich an wie eine große Familie. Die Türen standen immer offen und wir verbrachten tagelang bei unseren Freunden.“ Vom Kloster Latrun hatten die Gründer um den Dominikanerpater Bruno Hussar das Land bekommen, zunächst geliehen, dann geschenkt. Den Mönchen gefiel Hussars Idee einer interreligiösen Gemeinschaft hier auf der „green line“, wie die Waffenstillstandsgrenze zwischen Israel und der Westbank aus dem Sechstagekrieg 1967 genannt wird. „Aber die jungen Familien, alle zwischen Anfang 20 und Anfang 30, änderten den ideellen Fokus ihres Engagements“, so Sagi Frish weiter. „Nicht eine interreligiöse sondern eine binationale Gemeinschaft sollte es werden: Es wurde politischer. Juden und Palästinenser sollten gleichberechtigt zusammen leben. Bruno hat auch das mitgetragen.“

„Ich habe zum ersten Mal von dieser Gemeinschaft von meiner Frau Dyana erfahren“, erinnert sich Rayek Rizek, vielleicht doppelt so alt wie Sagi. Rayek war zweimal Bürgermeister des Dorfes, hat aber auch in der Grundschule, im Gästehaus und in der Friedensschule mitgearbeitet, bevor er das einzige private Unternehmen des Dorfes, ein Café, aufmachte. „Wir sind 1984 von Nazareth hierher gezogen, ich glaube als sechstes Paar in der Gemeinschaft. Vorher habe ich sieben Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt. Als ich zurückkam schaute ich bald nach einem anderen Ort, wo ich leben könnte, einem offeneren, liberaleren Ort als Nazareth. Eine der großen, vorwiegend jüdischen Städte kam nicht in Betracht, weil ich nicht nochmal dieses Fremdsein erleben wollte wie in Amerika. Und die kleinen arabischen Dörfer in Israel waren mir zu konservativ.“ Rayek, der drahtige kleine Mann mit den wachen dunklen Augen sitzt

draußen vor seinem Café. Dyana bringt eiskalte Zitronenlimonade. Der Platz vor dem Café ist wie ausgestorben. Im Radio wurde empfohlen, wegen des Sandsturms die Häuser nicht zu verlassen. Wir sitzen draußen unter Sonnenschirmen. „Der Ort hier hat mich sehr angezogen, obwohl die Rahmenbedingungen nicht sehr einladend waren: Wasser und Strom waren nicht jeden Tag verfügbar, die Straßen waren nicht befestigt. Im Sommer gab es viele Mücken. Das Dorf war zu dieser Zeit noch nicht vom Staat anerkannt, sodass wir auch nicht unterstützt wurden wie andere Dörfer. Aber attraktiv war für mich der ideelle Hintergrund des Projektes: Ich wollte Teil dieser Suche nach einem neuen Weg des Zusammenlebens zwischen Juden und Palästinensern sein. Natürlich gab es auch hier Konflikte und Fragen wie: Warum nennst Du dich Palästinenser? Du bist doch ein arabischer Israeli!“

Tom, der tote Soldat

Mitte der neunziger Jahre hat der Konflikt zwischen Juden und Palästinensern, der Israel seit über 70 Jahren lähmt, auch das Friedensdorf fast zerrissen: 1996 trauerte eine jüdische Familie um ihren Sohn Tom. Bei einem Helikopterunfall war Tom Kitain, zusammen mit 73 anderen Soldaten, im Südlibanon ums Leben gekommen. Die Familie wollte ihrem Sohn ein Denkmal setzen in Neve Shalom. „Aber hier werden keine Denkmale für tote Soldaten gebaut“, sagt Rita Boulos bestimmt. Ihr Ton ist scharf. „Wir bauen Denkmale für Leute wie Bruno Hussar, aber nicht für Menschen, die gegen mein Volk in den Krieg ziehen.“ Die innere Erregung ist der freundlichen Frau deutlich anzumerken, obwohl das nun schon fast zwanzig Jahre her ist. „Wir brauchten ein Jahr Mediation, um zu einer Lösung des Konfliktes zu kommen, ein Jahr mit vielen Tränen, mit Streit und verletzten Gefühlen. Oft traf sich das Dorf in getrennten nationalen Gruppen. Am Ende einigte sich eine gemeinsame Versammlung auf eine Erinnerungsplakette, die am Basketballplatz angebracht werden sollte, wo Tom seine Freizeit verbracht hatte. Die Mehrheit der Araber kam aber nicht zur Versammlung. Wir wollten nicht Teil dieser Entscheidung sein. Tom wurde hier begraben, aber nicht mit militärischen Ehren.“ Von der Plakette ist am Basketballplatz nichts mehr zu sehen. Ein verrosteter Metallrahmen im Dickicht

neben dem Ballfangzaun könnte die Halterung der Erinnerungstafel gewesen sein.

Salaam und Shalom – die zweite Generation

„Manche Kinder begrüßten sich morgens mit Salaam, andere mit Shalom. Klar, wir wussten wer jüdisch und wer arabisch ist, aber das hatte für uns Kinder keine Bedeutung“, nimmt Sagi Frish die Frage nach seiner Grundschulzeit auf. „Meistens sagten wir wahrscheinlich ‚Hi‘.“ Und mit Stolz in der Stimme: „Wir besuchten die erste arabisch-jüdische Schule in Israel.“ Sagi erinnert sich gerne zurück. „Ich hatte eine glückliche Kindheit. Wir waren eine kleine Gruppe guter Freunde hier. Aber später, als Jugendliche, fühlten wir uns auch ein bisschen abgehängt vom Leben draußen. Als ich dann auf die Highschool ging hat es Jahre gebraucht, bis ich verstanden hatte, was cool und was uncool war. Machtkämpfe kannten wir in unserer kleinen Dorfschule nicht.“ Sagi Frish ist zurückgekommen. Draußen lebe er ausschließlich in jüdischen Umgebungen. Seine arabischen Wurzeln („Ja, ich verstehe arabisch, würde es aber gerne besser sprechen können“) kann er im übrigen Israel nicht leben, nicht in beiden Kulturen gleichzeitig sein. Nach der Highschool hat er eine Zeit lang in Bern gewohnt und für die linksliberale jüdische Jugendorganisation Ha-Shomer - Ha-Tzair als Koordinator in Zürich gearbeitet. Ein bisschen Deutsch hat er gelernt oder besser („this weird german“) Schwyzerdütsch, wie er lachend anmerkt. Nun lebt er seit zwei Jahren in einer eigenen Wohnung im Haus der Eltern wieder in Neve Shalom. Wie Sagi sind auch andere Kinder der Zweiten Generation zurückgekommen, nachdem sie eine zeitlang „draußen“ waren, manche in Israel, einige im Ausland. So auch sein bester Freund aus der Kinderzeit, der Palästinenser ist. „Ich würde gerne meine Kinder hier aufziehen, wenn ich mal welche habe“, hofft Sagi. „Sie sollen nicht mit diesen Barrieren zwischen den Nationen aufwachsen, die im israelischen Alltag üblich sind.“ Zunächst will der Student der Politik und Islamgeschichte aber seinen Abschluss an der Hebrew University in Jerusalem machen.

Kürzlich organisierte er einen Workshop für die jungen Leute des Dorfes, bei dem Themen zur Dorfentwicklung diskutiert wurden. Das

Dorf wird größer. Die Infrastruktur für 30 neue Familien ist schon fertig. Die Hälfte der Bauplätze ist für die zweite Generation, also für diejenigen, die im Dorf ihre Kindheit verbracht haben, reserviert. „Ich wünsche mir, dass die zweite Generation mehr ins Dorfleben mit einbezogen wird und mehr Verantwortung übernimmt“, fasst Sagi seine Vorstellungen zusammen. Vielleicht motivieren die Workshops dazu. Auf die Frage, ob er selbst Bürgermeister werden wolle, lacht der kleine kompakte Mann: „Ich merke, du wünschst mir Ärger!“ Sehr präsent sei die Gründergeneration noch und bis auf wenige wie Rajek Rizek noch aktiv am Gemeindeleben beteiligt. Und zudem seien alle durchweg starke Persönlichkeiten, wie Dr. Nava Sonnenschein, die die Friedenschule gegründet hat und immer noch leitet, Dyana Shaloufi Rizek, die in der Schulleitung der Primarschule war und derzeit an einem Museumsprojekt arbeitet oder Evi Guggenheim Shbeta, die seit 1977 in Neve Shalom / Wahat al Salam lebt und Therapien für Holocaust-Überlebende anbietet. „Die Menschen haben hier einen Traum verwirklicht und daher ist alles hier sehr wichtig für sie. Das Leben war hart hier oben, es war hart, dieses Projekt zu verwirklichen und stürmisch waren die Auseinandersetzungen. Um alles wurde gerungen. Die zweite Generation muss erst zeigen, dass sie sich so verbindlich auf das Dorf einlässt und auch die damit verbundenen Belastungen und Zwänge mit trägt.“ Sagi fühlt sich den Gründern sehr nahe, findet warme Worte für Ihre Ideen und ihren Einsatz, aber er hofft auch auf frischen Wind, auf mehr Verbindung nach „draußen“, auf Ideen von „außen“. Er hofft auf die Neuen.

Die dritte Generation

Nathalie ist zwei Jahre alt und ihr Bruder Michel sechs. Im Herbst wird er in die Dorfschule gehen. „Meine Frau Lagalie ist zur Zeit im Krankenhaus“, erklärt Nader. „Wir bekommen bald wieder ein Baby.“ Nader, Armenier aus Nazareth, bittet ins Haus, bietet kalte Limonade an, eine Wohltat bei der Hitze. „Wir haben uns vor fünf oder sechs Jahren um ein Haus hier in Wahat al-Salam beworben. Zwei Jahre lang sind wir jeden Monat ein bis zweimal hergekommen, um an Versammlungen oder Gemeinschaftsarbeiten teilzunehmen, um die Gemeinschaft kennen zu lernen. Es wird sehr genau ausgesucht, wer hier wohnen

darf.“ Die christliche Familie aus Nazareth wohnt übergangsweise in einem Häuschen mit lückenhaft geflickten Metalltor und Zaun. „Nächstes Jahr können wir endlich in unser eigenes Haus ziehen.“ Nader blickt froh in die Zukunft. Hier will er seine Kinder aufwachsen sehen. „Natürlich, auch hier gibt es Konflikte. Aber die Menschen hier haben gelernt, wie sie damit umgehen, sie vielleicht gar lösen können. Wie diese Sache mit dem toten Soldaten damals.“

„Wir haben hunderte Anträge von Leuten, die hier wohnen wollen“, bestätigt Rita Boulos die lange Anwartschaft, von der Nader gesprochen hat. „Wir suchen uns die Leute sehr genau aus. Das braucht Zeit. Aber die Leute wissen auch, was sie von Wahat al-Salam / Neve Shalom erwarten, genauso wie die Leute, die ihre Kinder hier in Schule und Kindergarten schicken.“ Zur Zeit gehen 180 Kinder in die Grundschule, die meisten von Dörfern außerhalb. In zehn Jahren werden 150 Familien auf den grünen Hügeln wohnen. „Mehr passen nicht auf dieses kleine Stück Land.“ Rita ist stolz darauf, was die Gemeinschaft hier erreicht hat und sie ist stolz auf ihre Kinder. Ihre beiden Töchter haben in Haifa und London studiert, der Sohn in Deutschland. Er hat zehn Jahre als Arzt in Deutschland gearbeitet. Alle Kinder wohnen zur Zeit mit ihren Familien wieder im Dorf. „Unser Dorf ist einzigartig“, betont Rita. „Wir zeigen damit unseren Völkern, dass es möglich ist, in Frieden miteinander zu leben, wenn wir unsere unterschiedlichen Kulturen kennenlernen und respektieren. Wir bekämpfen sie nicht. Im Gegenteil: Für mich ist es bereichernd, wenn andere Personen anders sind, es ist keine Bedrohung. Den Respekt anderen Menschen gegenüber lernen unsere Kinder schon im Kindergarten.“ Und hier wächst bereits die dritte Generation heran.

Info

Veröffentlicht in publik forum, Nr 15 / 2016 unter dem Titel: Das Vorzeigedorf